

## Der Gesang vom Stierkampf

Langsam weicht die Mittagshitze,  
die Siesta geht zu Ende,  
und die Leute von Sevilla  
strömen nun in die Arena.

Die zum Fest geschmückte Menge  
geht gemächlich auf die Plätze,  
hört die kampfbereiten Stiere  
schon in ihren Ställen brüllen,

weiß zum edlen Kampf gerüstet  
schon die kühnen Toreadores;  
doch noch ist der Vizekönig  
nicht in seiner Ehrenloge.

Also müssen sie noch warten,  
wie der Erdball warten mußte,  
daß er ihm die Kontinente  
übers Meer hinweg vereinte.

Lieber Bartolomeo, Du hast es nicht mehr für möglich gehalten, und ich gestehe, selbst ich war der Verzweiflung nahe, doch die Audienz hat tatsächlich genützt, insonderheit scheint mir I. M. die Königin nach wie vor gewogen zu sein. Man hat mir über eine Million Maradevis versprochen, rund siebzehntausend Dukaten, das sollte ausreichen, um zwei oder drei Schiffe zu mieten und auszurüsten, Mannschaft, Proviant und so weiter. Ich bin zum Admiral ernannt wie auch zum Vizekönig und Gouverneur der Länder, die ich entdecken und erobern werde, und soll ein Zehntel aller Reichtümer erhalten, die wir von dort nach Spanien bringen werden. Wie ich mit zwei oder drei Schiffen Indien und China erobern werde, ist mir noch nicht recht gegenwärtig, aber

das wird sich finden. Zunächst muß ich hingelangen. Komm nach Spanien, so schnell es die Umstände erlauben; Dein Rat und Deine Hilfe bei den Vorbereitungen wären mir von großem Nutzen. Sollte es Verzögerungen geben, so laß es mich alsbald wissen.

Es grüßt und umarmt Dich Dein Bruder  
Cristoforo

Durchlauchtigster Dom Fernão,

das Gerücht, das ich schon in meinem vorletzten Bericht erwähnte, hat sich bestätigt, und ich kann heute weitere Einzelheiten hinzufügen, von denen ich annehme, daß sie nicht nur Euer Gnaden interessieren werden, sondern auch die Junta dos matematicos. Cristoforo Colombo, der Genuese, hat durch hartnäckiges Antechambrieren und mit Protektion hochgestellter Persönlichkeiten, nicht zuletzt seitens der Königin Isabella, die Unterstützung Spaniens für jenes Projekt gewonnen, mit dem er vor ein paar Jahren vergeblich S. M. König João behelligte. Derzeit werden in Palos drei Schiffe ausgerüstet, mit denen er westlich über den Ozean nach Indien zu fahren gedenkt. Nicht zuletzt die maßlose Forderung des Colombo, Vizekönig der zu entdeckenden Länder zu werden, also von ganz Indien etc., etc., scheint die hiesigen Minister überzeugt zu haben, daß der Mann es ernst meint, ein Phantast vielleicht, ein Abenteurer gewiß, aber wenigstens kein gewöhnlicher Schwindler.

Nun wissen wir zwar, daß das jenseits des Ozeans liegende Stockfischland mit Indien und China nicht das mindeste gemein hat, doch er wird zweifellos seinen Weg über die Kanarischen Inseln nehmen, also viel weiter südlich als das dänische Schiff, mit dem S. E. Cortereal gefahren ist. Da mag er wirklich auf China oder Indien stoßen, auf Zipangu oder andere zivilisierte Gegenden. Obwohl uns in diesem Falle immer noch der unbezahlbare Vorteil unserer Stützpunkte auf den Azoren bleibt, wäre es doch schade um unsere jahrzehntelangen Bemühungen an der Küste Afrikas.

Ich bitte daher untertänigst um Weisungen, ob in geeigneter Weise auf Ausrüstung und Besatzung der Schiffe Einfluß genommen werden soll; bei der Fragilität des ganzen Unternehmens kann ein einziger wankelmütiger Kapitän oder etwa ein zur rechten Zeit gebrochenes Steuerruder schon sein Scheitern bewirken. Weitere denkbare Maßnahmen, etwa seitens der portugiesischen Flotte, werden der bescheidenen Mitwirkung meiner Leute ebensowenig bedürfen wie einer Anregung durch Euer Gnaden ergebenen Diener

(unleserliche Signatur)

Da - verhalten wie ein Windhauch  
geht ein Raunen durch die Menge,  
wie vorm Winde Wogen rollen,  
wenden alle ihre Köpfe,

denn nun ist er eingetroffen  
in Begleitung seiner Wache,  
zwanzig Mann mit Helm und Harnisch,  
und ein jeder ein Hidalgo;

zwanzig andre - kupferfarben  
glänzen ihre bloßen Arme,  
Federkronen auf den Köpfen,  
lauter edle Heidenkrieger.

Doch nicht ihnen gilt das Raunen;  
Krieger aus dem Neuen Indien  
hat man unterdes in Spanien  
schon des öfteren gesehen.

Der Admiral rückte seinen Stuhl näher an den Tisch, um wieder in den Schatten des aufgespannten Segeltuchs zu gelangen, und nahm einen Schluck aus dem Zinnbecher, der nichts als Wasser enthielt, aber immerhin frisches. Links und rechts von ihm sa-

ßen an den Schmalseiten des Tisches der Kapitän und Miteigner der *Santa Maria* und Diego de Arana, der Gerichtsherr der Flotte; vor ihnen stand, von zwei Soldaten flankiert, der Steuermanns-Gehilfe Fernandez, dem jemand die vor dem Körper gekreuzten Hände nachlässig und eher symbolisch gefesselt hatte.

»Ich müßte ein Exempel statuieren und den Kerl aufhängen lassen«, sagte Kolumbus mißmutig. »Aber natürlich werde ich einen Steuermann nicht hängen, nicht wegen so einer Dieberei.«

»Er hat es ja nicht gestohlen.« Der Kapitän wies auf das *Corpus delicti*, das auf dem Tisch lag: ein gut daumennagelgroßes Klümpchen gediegenen Goldes. »Er hat es einem Wilden abgetauscht, nicht wahr?« Er wandte den Kopf nach links zum Angeklagten.

»Ja, Herr, eingetauscht«, bestätigte dieser. »Ich habe ein gutes Messer dafür gegeben. Das machen doch alle.«

»Das ist es ja gerade, daß alle es tun! Obwohl sie alle, jeder einzelne, wissen, daß es verboten ist! Wenn sie schon nicht die Heiden bestehlen, so bestehlen sie doch Ihre Katholischen Majeestäten, denen alle in Indien und China zu gewinnenden Schätze gehören. Und mich übrigens um meinen Anteil.«

»Es wäre immerhin zu erwägen«, bemerkte de Arana, ohne den Blick vom Strand und dem Meer dahinter zu wenden, »ob man diese Insel, wo die nackten Wilden nicht einmal Eisen kennen, zu Indien oder China zählen darf. Die Chinesen, heißt es, sollen gelb und schlitzäugig sein, und von den Indern weiß man, daß sie mit den Arabern Handel treiben, grad das ist ja eben so mißlich. Ein paar Matrosen und einer von meinen Soldaten sprechen etwas Arabisch, aber die Eingeborenen hier haben das ganz offensichtlich noch nie gehört. Vielleicht«, setzte er in einem Ton hinzu, der den Spott nicht verriet, »solltet Ihr es einmal mit Italienisch versuchen? Immerhin hat Euer berühmter Landsmann Marco Polo viele Jahre ...«

»Polo«, fiel ihm der Admiral ins Wort, »war nicht mein Landsmann! Das war ein verdammter Venezianer, und ich bin Genuese.«

»Tja«, sagte der Gerichtsherr. »Genuese ...«

»Was also mache ich nun mit dem Halunken? Sagt etwas, de la Cosa, es ist Euer Mann.«

»Was ist da schon zu machen?«, erwiderte der Kapitän. »Ich sage, er gibt das Stückchen Gold her ...«

»Das versteht sich ja wohl von selbst«, warf Kolumbus ein.

»... und alles, was er sonst noch eingetauscht hat, und falls es von Wert ist ... Du hast doch noch mehr eingetauscht?« wandte er sich an den Steuermann.

»Nein ... ja ... das heißt, ich habe noch etwas, aber es ist kaum von Wert ... überhaupt nicht von Wert ... eine kleine Schnitzerei ...«

»Laß sehen.«

Fernandez senkte den Blick vielsagend auf seine gebundenen Hände. Auf einen Wink des Kapitäns löste einer der beiden Soldaten mühelos die Fesseln, der Steuermann griff sich unters Hemd, ziemlich weit – er hatte da wohl eine Tasche oder einen Beutel – und brachte ein kleines Stoffknäuel zum Vorschein. Er faltete den Stoff auseinander, nahm etwas heraus und gab es in die ausgestreckte Hand de la Cosas, der es zur allgemeinen Betrachtung auf dem Tisch neben das Goldklümpchen legte.

Der Admiral hatte gerade festgestellt, daß sowohl sein Trinkbecher als auch die Flasche leer waren, und blickte auffordernd in die Runde, doch niemand machte Anstalten, ihm frisches Wasser zu holen. Alle betrachteten den Gegenstand auf dem Tisch. Es war ein recht sorgfältig geschnitzter dicklicher nackter Mann, etwa doppelt so groß wie das Goldklümpchen. Das Auffälligste an ihm war die mit winzigen, dunkel gefärbten Einschnitten angedeutete starke Behaarung auf Brust und Bauch, während der Rücken völlig kahl war. Den linken Arm hatte er auf den Boden gestützt, im rechten hielt er einen Vogel, vielleicht eine Taube. Das Mondgesicht grinste frohgemut.

»Nun ja«, sagte de la Cosa, »kein Gold, aber immerhin Elfenbein. Die Frisur ist, hm, bemerkenswert.« Die Figur hatte über den Ohren zwei Haarknoten oder kurze Zöpfe.

»Walbein«, widersprach de Arana. »Oder Walroßzahn.«

Der Kapitän der *Santa Maria* hatte die Figur in die Hand genommen, rieb mit dem Daumen, dann mit dem Fingernagel darauf herum, reichte sie an Kolumbus weiter und sagte: »Elfenbein, kein Zweifel. Mit allem Respekt, Don Diego, habt Ihr jemals ein Walroß gesehen? Zumal hier in den Tropen?«

»Mit allem Respekt, Kapitän«, entgegnete der Gerichtsherr, »Ihr wißt natürlich, daß Elfenbein nicht auf Bäumen wächst. Diese Insel, die wir zum Ruhme des Erlösers ›San Salvador‹ genannt haben, ist nicht sehr groß; glaubt Ihr tatsächlich, daß es hier Elefanten gibt?«

Der Admiral hielt unterdessen die Schnitzerei in der Hand, ohne sie jedoch zu beachten. Sein Blick war auf das Stück Stoff gefallen, aus dem Fernandez die Figur ausgewickelt hatte und das jetzt ebenfalls auf dem Tisch lag. Er griff mit der freien Hand danach, hielt das Stück Elfenbein mit dem kleinen und dem Ringfinger fest und strich mit den übrigen den Stoff auf dem Tisch glatt. Das dünne dunkelblaue Gewebe war schmutzig und an zwei Seiten offensichtlich von einem größeren Stück abgerissen worden.

»Du hast also noch etwas eingetauscht«, sagte Kolumbus zu dem Steuermann.

»Nein, Euer ...«, setzte der an, ehe er begriff. »Den Lappen? Ja, den habe ich dazubekommen. Mit der Schnitzerei.«

»Die Elefanten«, sagte der Admiral, an de Arana gewandt, »gibt es dort, wo wahrscheinlich auch das Gold herkommt. Und dieses Stück Seide.«

Stattlich sind die Heidenkrieger,  
samt und sonders Häuptlingsöhne,  
doch nicht halb so prächtig wie die  
kaiserlichen Sekretäre.

Vier von ihnen schreiten langsam  
links und rechts des Vizekönigs,  
alt und würdig zwei von ihnen,  
jünger noch die beiden andern.

Vier! Da doch im ganzen Spanien  
ihrer sieben nur am Werk sind,  
in Toledo, Zaragoza,  
in den andren großen Städten

und auch einer in Sevilla,  
sind sie Aug und Ohr des Kaisers,  
und im Sinn des ganzen Reiches  
raten sie dem Vizekönig.

Schon auf der Fahrt nach Süden war ihnen ein Schiff mit roten Segeln begegnet, das an Größe der *Santa Maria* nicht nachgestanden hatte, wenngleich es einen merkwürdig kastenförmigen Eindruck machte und von einem bibelfesten Witzbold sogleich »die Arche« getauft wurde. Die Besatzung hatte teils aus den braunhäutigen Eingeborenen dieser Weltgegend bestanden – darunter ein paar Anführer mit prächtigem Federschmuck, wie sie es auf San Salvador nicht gesehen hatten –, teils aus Menschen mit deutlich hellerer Haut, in denen die Spanier Chinesen erkannten. Keiner davon hatte Arabisch gesprochen, doch der Kapitän des fremden Schiffes hatte ihnen vier von seinen Leuten überlassen, die die *Santa Maria*, die *Pinta* und die *Niña* in einen Hafen geleitet hatten, der, wie sie erst später erfuhren, auf einer sehr großen Insel lag.

Auch hier schienen die Gebäude allesamt aus Holz zu sein, doch es waren keine Hütten wie auf San Salvador, sondern solide Häuser, und so viele davon, daß man zweifellos von einer Stadt sprechen konnte – ob von einer großen, war zunächst nicht auszumachen. Man hatte die drei spanischen Schiffe mit großer Umsicht in den Hafen gelotst und ihnen Liegeplätze ein Stück abseits von den anderen Schiffen zugewiesen. Braunhäutige Diener brachten ihnen reichlich Speise und Trank auf die Schiffe, doch eine Doppelkette von Soldaten am Ufer ließ niemanden von Bord. So waren zweieinhalb Tage in wachsender Ungeduld dahingegangen, bis schließlich eine Gruppe würdevoll gekleideter Männer an Bord der *Santa Maria* kam – allesamt Chinesen, wie man auch am Ufer schon etliche ausgemacht hatte, nur unter dem bewaffneten Gleitschutz waren wieder einige braunhäutige Eingeborene, die die Spanier inzwischen als »Inder« zu bezeichnen sich angewöhnt hatten. Einer von den Chinesen hatte sich als Dolmetscher erwiesen, eilends aus einem anderen Teil der

Insel herbeigeht, was übrigens die Wartezeit erklärte. Allerdings sprach er nicht Arabisch, sondern Türkisch; zum Glück fand sich unter den Leuten des Kolumbus auch jemand – ein Italiener wie der Admiral selbst –, der sich in dieser Sprache recht und schlecht verständigen konnte.

Man geleitete den Admiral und eine Abordnung seiner Leute in das höchste und ansehnlichste von den Häusern, die sie vom Schiffe schon erblickt hatten; es war freilich nicht das größte – das stand unweit davon und war, wie sie später erfuhren, eine Kaserne.

In dem Palast wurden sie dem Gouverneur der Insel vorgestellt, einem Chinesen, der kaum älter als Kolumbus sein mochte und der, obwohl ihm zwei Diener Luft zufächelten, in seiner fast bodenlangen, mantelähnlichen Seidenrobe noch mehr schwitzen mußte als der Admiral.

Obwohl das Gespräch durch die Vermittlung zweier Dolmetscher erheblich verzögert wurde und zudem der Austausch von Höflichkeiten, Grüßen und Deklarationen den größten Raum einnahm, erfuhr Kolumbus dennoch schon während jener ersten Unterredung, daß er weder Indien noch China erreicht hatte, sondern daß ihn von letzterem ein ganzer Kontinent und ein weiterer Ozean trennte – ein Ozean, so groß, daß die chinesischen Schiffe zunächst an der Ostküste Japans entlang nach Norden fuhren, ehe sie Ostkurs ins offene Meer nahmen, um dann der Küste des Waldlandes, wie sie die neue Welt nannten, in südlicher und südöstlicher Richtung zu folgen. Im Sommer verlief der übliche Kurs sogar noch weiter nördlich, an einer Inselkette entlang; nur auf der Rückfahrt war es meistens günstiger, den Ozean auf einer südlichen Route zu queren. An jener Küste, erklärte der Gouverneur entschuldigend, gebe es auch richtige Städte mit allen Annehmlichkeiten der Zivilisation. Auf diese Seite des Waldlandes sei man indes erst vor knapp dreißig Jahren vorgedrungen, weshalb man hier nur solche kleinen Schiffe benutze wie jenes, dem der Gast begegnet sei – da man diesseits noch keine Werften errichtet habe, müsse man alle Schiffe zerlegen und über eine Landenge von Meer zu Meer schaffen. Die nach ungläubigen Rückfragen bei den Dolmetschern einge-

holte Erklärung, manche Schiffe der Chinesen seien viermal so lang wie die *Santa Maria*, gab dem Admiral zu denken, und die Aspirationen auf Eroberung und Vizekönigtum rückten in eine nebelhafte Ferne.

Nun freilich, ließ der Gouverneur Kolumbus bei einem weiteren Gespräch etliche Tage später wissen – inzwischen hatte man alle Spanier an Land gelassen und einigermaßen komfortabel untergebracht, die Schiffe aber wurden jetzt von einheimischen Kriegeren bewacht –, nun freilich werde man Anstrengungen unternehmen müssen, auch den jenseitigen Ozean mit Schiffen zu bestücken, die der Größe und Bedeutung des Reiches der Mitte angemessen seien und den Ruhm des erhabenen Sohnes des Himmels auch in jene ferne Weltgegend zu tragen vermöchten, deren Bewohner man wohl bisher unterschätzt habe, falsch unterrichtet von lügnerischen oder irrenden Zwischenträgern.

Das, ließ der Gouverneur übersetzen, sei freilich zunächst nur seine eigene Ansicht, und er werde in einer derart wichtigen Angelegenheit die Weisungen des kaiserlichen Rates einholen müssen, wo nicht gar des Erhabenen selbst. Eine Rückreise der drei kleinen Schiffe über den Ozean erscheine ihm unterdessen nicht zweckdienlich, gar zu anfällig wirkten sie gegenüber den Gewalten des Meeres, und er könne nur wiederholen, was er schon bei der ersten Unterredung gesagt habe, nämlich daß er die Kühnheit des Besuchers und seiner Mannschaft überaus bewundere. Für die Mannschaften werde man sorgen, dabei auch mit ihrer Hilfe weitere Dolmetscher ausbilden; dem Admiral indes werde man den nur zu verständlichen Wunsch, ins Reich der Mitte zu gelangen, gern erfüllen und ihn – natürlich in Begleitung einiger seiner Offiziere – bei nächster Gelegenheit an den Hof des Kaisers bringen.

Auf die Einwendung Kolumbus', er müsse den Allerchristlichsten Majestäten schleunigst Kunde von den Entdeckungen bringen, lächelte der Gouverneur und lobte den Eifer seines Gastes, doch gebe es in Bezug auf die Treuepflicht keinerlei Problem. »Denn«, sagte er, »alle Länder der Welt sind ja Provinzen des Reiches der Mitte, und alle Herrscher sind nichts als Statthalter unseres erhabenen Kaisers. Manche wissen es nur noch nicht.«

Rings die Leute von Sevilla  
sehen ihren Vizekönig,  
ihn, den Alten, Hochberühmten,  
in der Ehrenloge stehen.

Und sie warten auf sein Zeichen,  
daß der Kampf beginnen möge,  
sehn ihn ein paar Worte wechseln  
mit dem höchsten der Berater,

sehen ihn die Hand erheben,  
sehn, er wird zu ihnen reden,  
und erwartungsvolle Stille  
sinkt auf die Arena nieder.

Er beginnt zu sprechen, leise,  
doch das Volk auf seiner Seite  
flüstert seine Worte weiter  
beidseits rings um die Arena.

Nach dem Kaiserlichen Großsekretär setzte sich auch der Admiral, steif und langsam; ein Diener rückte ihm den Stuhl zurecht. Auf dem niedrigen Tischchen zu seiner Rechten stand ein kunstvoll geschliffenes Glas mit Wasser; die meisten anderen Getränke hatten ihm die Ärzte verboten, und Kolumbus wußte wohl, daß er ohne die Künste der chinesischen Medizin vielleicht schon tot wäre.

Sein Trinkgefäß aus venezianischem Glas aber hatte ihm eine der ersten Flotten mitgebracht, die aus Europa nach China zurückgekehrt waren, und zwar auf Befehl, wie es hieß, des Kaisers persönlich. Diesem war Kolumbus ein einziges Mal vorgestellt worden, gleich nach seiner Ankunft am Kaiserlichen Hof; inzwischen regierte der Nachfolger jenes Kaisers, ein junger Mann, der sich kaum für die Angelegenheiten seines Reiches interessierte. Zum Glück war der eigentliche Machthaber, eben

der Großsekretär, ein energischer Mann, der die überseeischen Angelegenheiten Chinas zielbewußt vorantrieb – zum Glück für China, versteht sich.

Der Kaiser hatte seinerzeit Kolumbus' Rang als Admiral der Weltmeere – wenn auch mit dem Zusatz »der westlichen« – ausdrücklich bestätigt, doch seit nunmehr fast zwanzig Jahren hatte der Admiral keines dieser Meere mehr befahren.

»Es freut mich«, sagte der Großsekretär, »Euch bei guter Gesundheit zu sehen.« Er sprach Chinesisch, das Kolumbus in den langen Jahren nahezu perfekt zu verstehen und leidlich zu sprechen gelernt hatte, wenngleich ihm das Lesen noch immer Mühe bereite – das besser zu lernen, war einfach nicht notwendig gewesen.

Der Admiral bedankte sich artig.

»Der Innere Rat hat Euer neuerliches Gesuch erörtert, aus dem kaiserlichen Dienst entlassen und in Eure Heimat zurückgeschickt zu werden.«

»Soviel ich weiß, bin ich von allen meinen Offizieren und Mannschaften der einzige, dem das noch nicht erlaubt worden ist.«

»Soviel ich weiß«, entgegnete der Großsekretär, »ist das ein Ausdruck der außerordentlich hohen Wertschätzung, den die Regierung des Erhabenen Euch und Euren Kenntnissen entgegenbringt.«

»Ich würde nur zu gern meine nautischen Kenntnisse in den Dienst des Reiches stellen.«

»Euer Rat ist auch in dieser Hinsicht von unschätzbarem Wert gewesen. Mittlerweile haben unsere Kapitäne allerdings eigene Erfahrungen in ausreichender Menge gesammelt, und sie haben neue Wege gefunden. Schon dieses Glas« – er wies zu dem Tischchen hin – »hat den Weg um Afrika herum genommen; mittlerweile kennen wir auch die Windverhältnisse gut genug, um quer über den Östlichen Ozean zu segeln und das Waldland weit im Süden umschiffen zu können. Es wäre kaum möglich gewesen, die Angelegenheiten in Eurer Heimat in so kurzer Zeit zu ordnen, wenn wir alle Schiffe, Geschütze, Pferde und Soldaten über die Landenge hätten transportieren müssen, dazu die Geschenke

unseres erhabenen Kaisers wie auch die Tribute der westlichen Herrscher.«

»Also wird mein Rat hier nicht mehr benötigt. Ich bin ein alter Mann; ich bitte um die Erlaubnis, in meine Heimat zurückzukehren und, was mir an Kräften verblieben ist, dort in den Dienst des Erhabenen Kaisers und des Reiches stellen zu dürfen. Oder aber, hochehrenwerter Herr Kaiserlicher Großsekretär, mich zur Ruhe zu setzen. Selbst meine Söhne sind nicht mehr jung; ich habe sie seit zwei Jahrzehnten nicht gesehen. Die Familie ist zerissen.«

»Ich bewundere Euren Scharfsinn; Ihr habt die Entscheidung des Inneren Rates auf das genaueste erfaßt. Gewiß habt Ihr auch schon bemerkt, daß ich Euch nicht mit Eurem gewohnten Titel angesprochen habe. Ihr seid nicht mehr Admiral der westlichen Weltmeere; dennoch werdet Ihr dem Kaiser, dem Reich der Mitte und insbesondere Eurer Heimat noch bedeutende Dienste erweisen und einen hohen Rang bekleiden. Vor wenigen Tagen ist die Bestätigung eingetroffen, daß wir mit dem König von Frankreich Frieden geschlossen haben; nach Kastilien und Portugal hat sich auch Navarra dem Schutz unseres Reiches unterstellt, auf der gesamten iberischen Halbinsel herrscht Ruhe. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß sich der König von Deutschland und Burgund unserem Bündnis mit dem Papst und den norditalienischen Städten anschließt, allein schon die Bedrohung seiner Ostgrenzen durch die Osmanen wird dafür sorgen.«

Der Großsekretär machte eine kurze Pause, doch der ehemalige Admiral schwieg. Die Entwicklungen der europäischen Politik und die Siege der chinesischen Expeditionsarmeen waren ihm in den allgemeinen Zügen bekannt. Eine starke Partei am Hofe von Peking opponierte gegen das chinesische Engagement in Europa – eine merkwürdige Koalition von südchinesischen Traditionalisten einerseits und Muslimen andererseits, die vor allem beim Militär einen Teil der hohen Ränge besetzten und wohl damit rechneten, ein Rückweichen der Chinesen werde Arabern und Türken Gelegenheit bieten, in das Machtvakuum vorzustoßen. Kolumbus wußte das alles, doch es war ihm im Grunde gleichgültig.

Der Großsekretär schien auch keine Antwort erwartet zu haben. »Bereits der Vater unseres erhabenen Herrschers«, fuhr er fort, »hat einen Befehl für den Fall erteilt, daß eine Lage wie die gegenwärtige eintritt und Ihr dann noch zur Verfügung steht. Die Niederschlagung der aragonischen Usurpation hat uns die Bürde auferlegt, Kastilien und Aragon selbst regieren zu müssen. Königin und König jener Länder haben Euch einst zum Vizekönig der Länder jenseits des Ozeans ernannt; der erhabene Sohn des Himmels hat beschlossen, dieses Versprechen in angemessener Weise einzulösen. Ihr seid nunmehr der Vizekönig von Kastilien; mit der nächsten Flotte werdet Ihr aufbrechen, um Euer Amt anzutreten.«

»Volk und Edle von Sevilla«,  
so beginnt der Vizekönig,  
»ich verkünde euch die Gnade  
unsres hocherhabnen Herrschers!

Gnade, wie sie Christenpflicht ist,  
wie sie auch Konfuzius lehrte,  
wie an Mensch und Tier zu üben  
nur Barbaren sie verweigern.

Fortan wird in Spanien gelten  
wie auch sonst im Erdenrunde:  
Kämpfen sollen die Toreros,  
kämpfen solln die wilden Stiere,

aber diese nicht noch jene  
solln in der Arena sterben.  
Und nach dieser neuen Ordnung  
mag der Stierkampf nun beginnen.«

Aus einem Brief des geheimen kaiserlichen Sekretärs von Sevilla  
an den kaiserlichen Großsekretär

Hochehrenwerter Herr,

die Situation in der Provinz, wie sie Euch aus den vorangehenden Berichten bekannt ist, hat sich weiter zugespitzt, und die großen Zeiträume, die der Nachrichtenverkehr in Anspruch nimmt, haben es leider nicht erlaubt, Eure Entscheidung und die des Inneren Rates abzuwarten. Während unsere Truppen mit Erfolg maurische Angriffe zurückschlugen, haben abermals englische und, wie zu vermuten ist, auch französische Piraten die asturischen Küsten und die Tejo-Mündung heimgesucht. Obwohl wir einen Teil der feindlichen Schiffe stellen und vernichten konnten, ist es in mehreren Regionen der Halbinsel zu spontanen Aufständen gegen unsere Herrschaft gekommen, besonders in den von den Überfällen betroffenen Gebieten, aber auch im Osten – in Barcelona haben einheimische Hilfstruppen gemeutert und mehrere chinesische Offiziere ermordet. Da der Vizekönig der Lage in keiner Weise gewachsen ist – was an seinem vorgerückten Alter und seiner nachlassenden Gesundheit liegen mag –, habe ich mich im Einvernehmen mit den anderen geheimen Sekretären der iberischen Provinzen entschlossen, ein Exempel zu statuieren, welches die Prinzipienfestigkeit unserer Regierung ebenso veranschaulicht wie die Geschlossenheit der Armee einschließlich der verschiedenen Hilfskontingente.

Der Grundsatz unserer Politik, wo immer möglich Milde zu zeigen und jede unnötige Gewalt zu vermeiden, ist strikt befolgt worden; dies gebieten allein schon die Beziehungen zu unseren Schutzbefohlenen und Verbündeten in den Nachbarprovinzen. Indes ist es natürlich unser Recht wie auch unsere Pflicht, Gewaltorgien entschieden entgegenzutreten, zu denen wir offensichtlich keinerlei Anlaß gegeben haben, zu denen dieses aufbrausende und hochmütige Volk aber von Natur aus neigt. Wie die Stiere, die es in seinen barbarischen Spektakeln mit viel Pomp und Umständen zu schlachten pflügt, braucht man es nur zu reizen, und schon stürzt es sich vernunftlos und blindlings ...  
(Der Rest des Briefes mit der Unterschrift ist nicht überliefert.)

Eh noch die Fanfaren tönen,  
geht ein Aufschrei durch die Menge,  
sind die Leute von Sevilla,  
Volk und Adel, aufgesprungen,

stürzen sich auf die Chinesen,  
auf des Vizekönigs Wachen,  
aber da – in die Arena  
strömen massenhaft Soldaten:

Indianer, keulenschwingend,  
schwertgewappnete Chinesen  
und aus Genua Armbrustschützen,  
manch ein Spanier auch darunter.

In der blutigen Corrida  
fällt schon bald der Vizekönig;  
ob von einem Keulenschlage,  
Armbrustbolzen oder Dolchstich –

wer vermöchte das zu sagen?  
Die es dringlich wissen wollen,  
müssen hier im Reich der Mitte  
treu dem Sohn des Himmels dienen,

daß sie ihn, den hochberühmten  
Admiral und Vizekönig  
selber danach fragen können  
in der Hölle tiefster Tiefe.

*Anmerkung des Übersetzers*

*Die hier verwendeten Verse sind eine Nachdichtung des Cantar de la Corrida de Toros von Miguel de Cervantes Saavedra. Der 1547 geborene spanische Dichter kämpfte seit etwa 1570 in der chinesischen Mittelmeer-Flotte gegen die Türken, geriet dann in türkische (mauri-*